

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 22-23

Artikel: Die Barettlitochter [Schluss]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aufschreckte. Verwirrt sprang er auf und rannte zur Thüre.

Die schwere Pforte aus Erz war halb geöffnet und auf dem Pfad, der steil zu den feurigen Abgründen der Unterwelt führte, raste das Kind barfuß, mit fliegendem Hemdchen und gebreiteten Armen und suchte eine Frau einzuholen, die mit schwindelnder Geschwindigkeit abwärts rollte.

Schon hatte die Kleine sie erreicht, umfing ihre Knie, ungeachtet des feurigen Weges, der ihren nackten Leib verwundete, und stammelte zärtliche Worte in verwirrende Freude.

Und geleitet durch ihr Kind, mußte diese Mutter den steilen Weg wieder aufwärts wandeln, denn die Kleine zog sie gebieterisch empor.

„Do is Mamaï ... Himmel ... Christkind ... schön!“

Auf dem vom irdischen Leiden verwelkten Antlitz des Weibes brach ein Erlösungsstrahl.

An der Himmelsthüre klopste die Kleine siegesgewiß:

„Offne schnell, schnell, Petrus ... do is Mamaï!“ Doch die Thüre blieb verschlossen.

Im Paradies herrschte große Bestürzung.

„Es ist ein außergewöhnlicher Fall,“ murmelte

Petrus, „ganz außergewöhnlich ... Hm!“ und er strich ratlos durch seinen langen flockigen Bart.

Durch die kleine Lücke sah er, daß die Kleine, des vergeblichen Klopfens müde, auf die kalten Treppenstufen hockte und ihrer Mutter selig durch Küsse und Lieblosungen, die starren Hände erwärme.

Denn es war bitterkalt. Es schneite auf Erden ... und ein „Gloria in excelsis Deo“ drang hinauf von den Türmen des dunklen Thales.

Jesus legte sich ins Mittel.

„Man kann diesen Engel nicht vor der Thüre lassen.“

„Aber man kann sie nicht trennen und wie wäre es möglich, ein solches Weib einzulassen“, warf Petrus mit würdiger Miene ein.

„Wessen Verbrechen ist es denn beschuldigt?“

„Es ist eine Sünderin, o Herr!“

„Nein, Petrus, es ist die Mutter eines Engels. Die Thränen des Kindes haben die Sünden der Mutter rein gewaschen . . .“

„Sie ziehe ein im Frieden!“

Der gute Heilige drehte schon den Schlüssel um.

Pfuderli trat strahlend ein und führte Mamaï an der Hand.

Da riß ihr feuchtes Hemdchen entzwei und teilte sich in zwei durchsichtige seraphische Flügel.

Die Barettsitochter.

Novelle von Jakob Böhmer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß).

GEr setzte an und trank; dann warf er das Gewehr auf die Schulter und sagte: „Ich danke für den Wein, gute Frau! und der Himmel möge euch vergelten, was ihr für mein Bübchen da thut, es hat mir alles berichtet. Behüt' dich der Herrgott, Berni!“

„Ich zieh' mit dir, Vater!“

„Wo denkst du hin? Du bist zu klein!“

„Siehst du denn nicht, wie ich mich in dem Jahre gestreckt habe?“

„Du hast ja keine Waffen?“

„Ich hole meines Meisters Jagdsinte, die ist leicht!“

„Nein, Berni,“ sagte Julia, „was sollen Knaben, wo sich Männer schlagen!“

„Thun wir ihm den Willen,“ rief nach einem Zögern Bernis Vater, „man hat es auch schon erlebt, daß eine schwache Hand etwas Braves verrichtete. Soll er umkommen, so kann er in diesen Zeittäufen zu Haus so gut wie im Felde fallen.“

Berni, ohne länger zu horchen, eilte ins Haus und erschien bald wieder mit einer Glinte in den Händen; die lud ihm sein Vater. Dann reichten die beiden Julia

die Hand und schritten eifrig davon, das Bübchen mit unmäßig langen Schritten, um nicht hinter dem Vater zurückzubleiben, und das Gewehr auf der linken, statt, wie es Brauch war, auf der rechten Schulter tragend.

Die Aufregung in der Stadt wuchs ständig. Boten meldeten, der Kampf habe auf der ganzen Linie begonnen, im einzelnen aber widersprachen sie sich so sehr, daß keiner aus ihnen klug wurde, die Spannung der Gemüter fast in Wahnsinn umschlug und die ganze Stadt einer Folterkammer glich. Und über den erregten Gassen heulte die Sturmklöcke, deren Kläng mit der sinkenden Dunkelheit lauter und unheimlicher wurde. Es war, als sitze auf jedem Dachgiebel ein riesiger Totenvogel, der unheil verkündend und teuflisch in die Nacht hinaus und in die Seelen hineinschreie.

Wenig Augen schlossen sich da. Im Rathause saß die neue Regierung ohne Unterbruch, die Straßen brausten und kreischten um Mitternacht, wie sie am Mittag gelärmt hatten. Von Zeit zu Zeit sprengte mit hallenden Hufen ein Reiter herein, der vom Schlachtfeld kam. Man rief ihn von allen Seiten an: „Was bringst du?“

Halt an!" Und er erwiederte etwas Unverständliches, trieb dem Pferde die Sporen tiefer in die Flanken und sprengte davon, während die andern sich über den Inhalt seiner Worte stritten.

Am folgenden Tage, als am fünften März, erfüllte sich Berns Schicksal.

Eine Zeit lang leuchtete die Hoffnung in die Stadt hinein: ein Reiter brachte die Kunde, im Westen, bei Neuenegg, werde der Feind geworfen, wie in der guten alten Zeit, es sei ein großes Gottesgericht. Die Freude währte jedoch nicht lange: von Norden wälzte sich das Unheil heran wie ein Strom, der den Damm gebrochen und vor nichts anhält. Schon vernahm man den dumpfen Donner der Kanonen, er wurde mit jedem Windstoß deutlicher und rollte bald grimmig über die Stadt hin, die ihm entgegenheulende Sturmglöckchen überbrüllend. Darein mischten Flinten ihr trockenes Gebläff und lahmgeschossene, heimfliehende Kanonen ihr Gerassel. Wie vom Sturmwind gesäet wurden Flüchtlinge über das Feld zerstreut, den Thoren der Stadt zu, man wußte nicht, woher sie alle kamen, und hinter ihnen tauchten wie von Flügeln getragen Schwärme von feindlichen Husaren auf und die geordneten dunklen Massen der siegreichen Bataillone.

Vor den Mauern der Stadt suchten die Führer der Berner ihre Truppen nochmals zusammenzuscharen; eine engbrüstige Batterie sollte ihnen Raum schaffen und spuckte dem Feinde ein paar täppische Kugeln entgegen: das war das letzte Zucken vor dem Tode. Um 1 Uhr mittags zogen die Franzosen in die Stadt ein, die sich rühmte, seit ihrer Gründung keinem Feinde je die Thore geöffnet zu haben.

Nach dem betäubenden Lärm der letzten Stunden erschien nun die Stadt wie tot, sie glich einem Körper, den eben noch das Fieber durchobt, und der nun nach vollendetem Kampfe erstarrt. Die Bürger hatten sich in die Häuser, in die Keller, Kammern und Estriche eingeschlossen und waren auf das Schlimmste gefaßt. Indessen waren Ausschreitungen der Eroberer in der Stadt selten, während Leute, die aus den benachbarten Dörfern hereinflohen, Auftritte von viehischer Roheit berichteten, nicht nur von den fremden Kriegshaufen, sondern auch von dem bewaffneten Landvolke, das immer noch in regellosen Scharen aus den entfernteren Teilen des Landes herbeieilte, bei der Kunde vom Fall der Hauptstadt Verrat schrie und die eigenen Offiziere in toller Raserei meuchelte.

Im Galbischen Hause waren alle um den Blinden versammelt, der den Geängstigten Mut zusprach: der Zustand des Landes gleiche einer Krankheit, sei sie überstanden, so werden wieder bessere Tage kommen; eine Stadt mit so zähem Leben sterbe nicht von einem Stoß,

sie könne fallen, aber sie werde sich wieder erheben. Vielleicht erweise sich das große Unglück später als heilsame Lektion.

Er fand keine gläubigen Herzen. An seiner Seite jammerte der alte Heidek für sein Leben und spielte dabei mit einer Pistole: „Das muß ein grausiges Gefühl sein, von einem Bajonett oder Säbel oder gar von einer Kugel durchbohrt, von einem Flintenkolben oder einer Art erschlagen zu werden. Denkt euch, es kommt so ein blankes Ding daher, es fährt in die Kleider, es fährt in die Haut und ins Leben brrr! mich friert! Wäre doch Walthard da, was kommt er nicht?“

So sagte sich auch Julia, und in ihrer Seelenangst sehnte sie sich nach ihm und seinem starken Arm und Mut. Manchmal suchte sie sich auch ein Bild von der Zukunft zu machen: Wie sollte es nun werden zwischen ihr und ihm? War es Liebe, was sie jetzt zittern und an ihn denken ließ? In der Aufregung und dem Kummer des Tages fand sie keine Antwort.

Endlich, als schon die Dämmerung sich über die gedemütigte Stadt legte, pochte es ein zweimal an die Haustür. Waren es Franzosen, die Quartier begehrten? Kam Walthard zurück? War er heil?

Julia öffnete das Fenster, es stand ein ganzer Trupp unten, und eine Stimme, die sie als Bernis erkannte, bat um Einlaß. Sie eilte selbst hinunter und öffnete; vier Männer, Bernis Vater und drei Jäger, trugen eine Bahre herein.

„Ist er tot?“ fragte sie mit bekommener Brust.

Die Männer schritten wortlos an ihr vorüber und die Treppe empor; sie richtete ihre Frage an Berni. „Ich glaube, er lebt noch,“ erwiderte dieser.

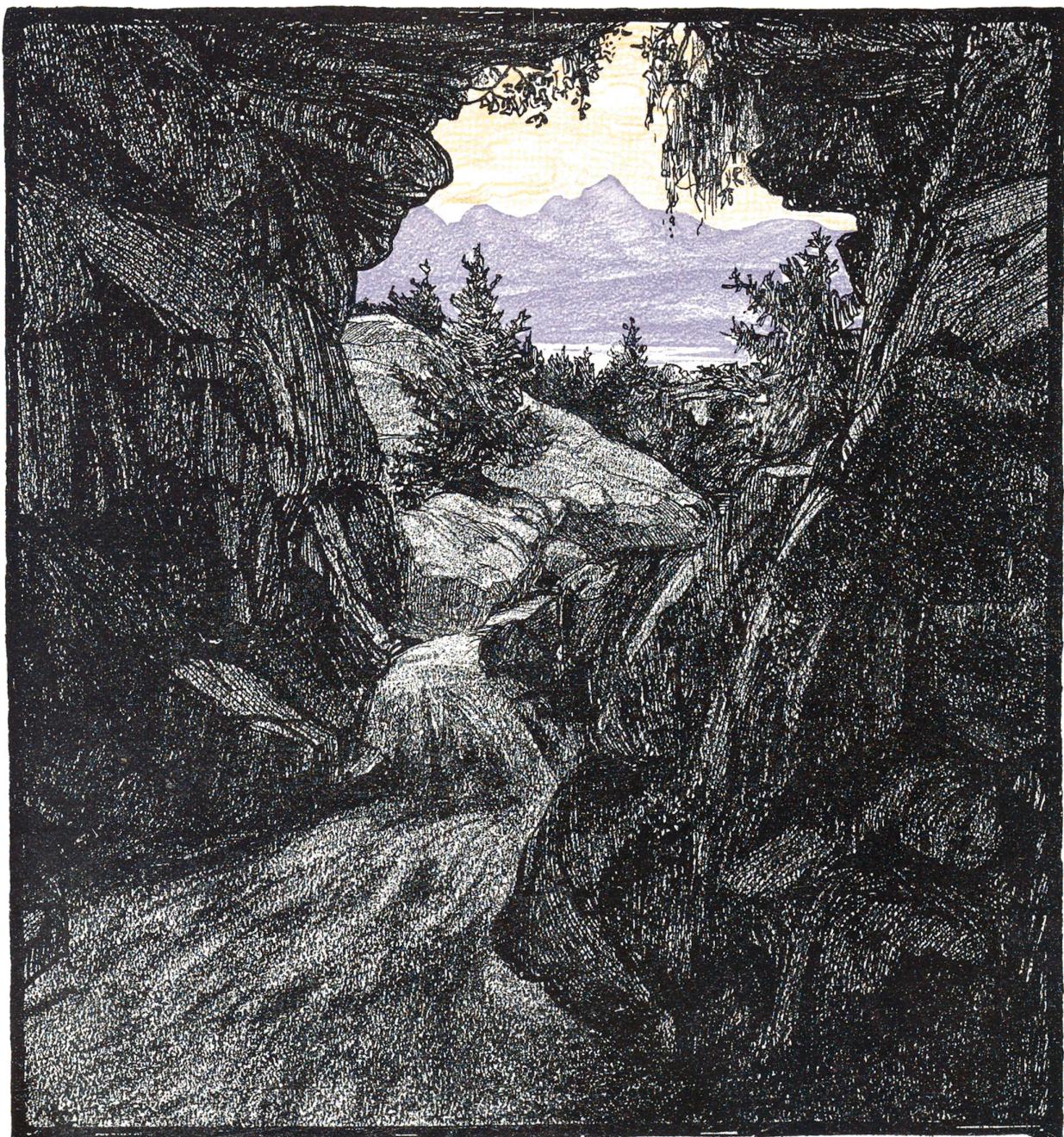
Oben stellte man die Bahre sorglich nieder; Walthard lag bestinnungslos darauf, bleich und mit eingefunkenen Wangen; er mußte viel Blut verloren haben.

Julia ergriff seine schlaffe Hand, während ihr Vater ihn mit neugierigen Augen betrachtete und zusammenschaudernd sagte: „Es ist ein Elend mit diesem Leben!“ Aus dem Hintergrund aber kam tastend der Blinde heran, kniete an der Bahre nieder und legte die Hand auf Walthards Stirne. „Bist du's, mein Walthard, du mein einziger Sohn, und sie haben dich mir erschlagen.“

„Er lebt noch, blinder Herr!“ sagte einer der Jäger.

„Ja, er lebt, auch wenn er tot ist, besser, als ich tatenloser Greis lebe. Doch sagt mir, wie es geschah! Sagt mir, er habe gestritten wie ein Mann. Ich begrehe sonst keinen Trost.“

„Ich will es euch berichten, wie ich es sah,“ sprach Bernis Vater und erzählte dann etwa mit folgenden Worten: „Als ich gestern mit meinem Knaben auszog, sagte er mir unterwegs, wir wollten seinen Herrn und



Am Gebirgsbach.

Es braust das Wasser in wilder Flucht,
Aus Höhlen soll es zum Thale die Schlucht.
Es wendet und wühlt in wilder Hast,
Es reibt und wirft der Geschiebe Last.
Und die Last ist so groß und wird immer neu,
Die Pflicht ist schwer, doch der Wille treu.

Die tausend Tropfen träumen
Von einem stillen See,
Da sie gernht vom Schäumen,
Geklärt von Not und Weh.
Da schauest du den Himmel,
Gespiegelt in der Flut,
Und von gering'nen Kämpfen
Der müde Geist nun ruht.
Alb. Heim, Zürich.

die Jäger auffsuchen; bei denen könne es uns nicht fehlen. Ich that ihm den Willen gern, und wir liefen hin und her, bis endlich bei sinkender Nacht uns einer anrief: „Da kommt unseres Hauptmanns Knechlein mit einem Gewehr daher, nun muß es uns zum guten geraten!“ Das waren die Jäger. Sie lachten beim Anblick meines Bübchens, drückten ihm die Hand und fragten ihn, was nun das andere regieren wolle, das Gewehr das Bübchen, oder das Bübchen das Gewehr, und was der Späße mehr waren. Derweil kam der Hauptmann herbei; er schüttelte den Kopf, wie er den Kleinen sah, hieß uns beide aber doch an ein Feuer sitzen und ließ uns eine Gamelle Suppe vorsezten.

Heute früh rückten wir auf das Gehölz los, daß bei Neuenegg liegt, und in dem die Rothosen hausten. Sie empfingen uns unhöflich, ich hörte es manchmal an den Ohren vorbeizummen wie Hornisse, und viele von uns streckten sich auf die Kornäcker, um nicht wieder aufzuspringen. Wir aber sahen nicht um, wir gingen dem Hauptmann nach, der aussah, als wollte er mit seinem Säbel den ganzen Wald schlagen, und wir drangen zwischen den Stämmen ein wie Wölfe und eroberten Baum um Baum, denn hinter jedem lauerte ein Flintenlauf oder ein Bajonett, und der Rauch fuhr uns heiß entgegen, und es knallte unter den Wipfeln, daß es einem ward wie im Rausche. Mein Bübchen da war immer an meiner Seite; geschossen hat er nicht, weil er nicht wieder hätte laden können, wie er mir nachher sagte; gleichwohl kam er davon, wohl weil er so gar dünn ist, und doch ging es blutig her in jenem Holz. Auf einmal wurde der Wald vor uns licht, wir hatten die Kerle hinausgeworfen und sahen sie nun vor uns eilig einen Hang emporsteigen. Dort machten sie Halt.

Jetzt sah ich auch unsern Hauptmann wieder, er stand schon im Felde draußen, wies mit dem Säbel nach der Höhe und rief: „Vorwärts!“ Wir schrien: „Hurrah!“ denn es freute uns, daß wir ihn noch hatten, und nun ging's wieder drauf und dran. Da aber ward der Hügel auf einmal zu einer Wetterwolke, die auf uns herunter donnerte und hagelte und blitzte, daß einem Hören und Sehen verging: die Luft sauste und der Boden wurde gepflügt wie im Herbst, und in die Furchen fiel unser Volk, daß es ein Zammer war. Unsere Reihen wurden zerrissen und gerieten in Unordnung, viele eilten in den Wald zurück. Die Führer schrien uns zornig an, und ihre Säbel blitzten in der Sonne, alle in der gleichen Richtung, der Höhe zu. Der Hauptmann, ohne auf uns zu warten, ging vorwärts, stets vorwärts. „Wie können wir ihn allein gehen lassen!“ rief es in mir und mochte es in allen gerufen haben, und wir scharten uns wieder zusammen

und drangen hinauf und wieder in den Feind ein, mit den Kolben um uns schlagend wie Wahnsinnige. Und wir merkten, daß man zum Siegen nur recht wollen muß: es ging auf der andern Seite des Abhangs hinab, die Franken in Verwirrung vor uns, halb vorwärts, halb rückwärts sehend. Unten stellten sie sich uns nochmals entgegen, aber da kam es wie Donner von der Höhe: es waren unsere Kanonen, die so brüllten, und nun rissen die Lumpen aus, wie Schafe vor dem Wolf, einer Brücke zu, die dort über ein Wasser führt. Wir nach. Die Brücke war schmal, die Franken staunten sich und mußten sich wieder zur Wehr setzen, wenn sie nicht erschlagen werden wollten, wie Ochsen im Schlachthaus. Und nun geschah das Entsetzliche.

Ich und mein Bübchen folgten dem Hauptmann auf etwa dreißig Schritt. Da sah ich, wie sich ein stämmiger Bursche ihm entgegenstellte und Bajonett und Säbel wider einander fochten. Der Kampf dauerte nicht lange, der Hauptmann schlug das Gewehr des andern auf die Seite, drang ein und fägte den Lauf mit der Linken, während die Rechte mit dem Säbel zum Stoß ausholte. Mir schrie es vor Freude im Herzen; er ist gerettet, und der Lump wird sein Löhnchen kriegen. Aber so geschah es nicht. Der Hauptmann stieß nicht zu; er sah dem andern scharf ins Gesicht und ließ die Waffe langsam sinken. Ich war indeß so nahe gekommen, daß ich das Rätsel verstand. Der Hund, der ihm gegenüberstand, war Dietbert, der Gerbermeister. Ich hatte nicht lange Zeit, über das seltsame Zusammentreffen nachzudenken, denn von verschiedenen Seiten sprangen zwei Franzosen herbei, ihrem Kameraden zu Hilfe. Ich stürzte dem entgegen, der mir am nächsten war, und er, nur den Hauptmann ins Auge fassend, rannte mir blind ins Bajonett, ließ das Gewehr fallen und sank hin. Ich riß meine Waffe aus seiner Brust und sah nach dem zweiten Angreifer. Wie ich hinschaute, fuhr das Feuer aus dessen Rohr; unser Hauptmann schwankte und stürzte in die Knie. Ich schrie auf vor Wut und Schmerz und war wie gelähmt und wußte nicht, ob ich den Hauptmann stützen oder mich auf den fremden Teufel werfen sollte.

Als ich unentschlossen, wie auf den Kopf geschlagen stand, sah ich mein Bübchen auf den Franken losspringen, das Gewehr an den Backen heben und losdrücken, und der andere wand sich wie ein Wurm in seinem Blute. All das geschah so rasch, daß die Worte zu langsam sind, es zu schildern. Mir kam unseres Knaben That vor, als hätte sie der Himmel selber vollführt: den ganzen Morgen hatte der Kleine seine Kugel im Lauf bewahrt, um sie dem Mörder seines Herrn und Wohlthäters durch den Leib zu schnellen; das geschah nicht von ungefähr, das fühlte ich und rief

dem Knaben zu: „Dan^k dem Herrgott, Berni, daß er dich den Schuß thun ließ!“

Berner Truppen kamen herbei, Jäger und Scharfschützen; einige wollten sich um den Hauptmann bemühen, er aber wies mit der Hand nach dem Feinde, und wir thaten, wie er es meinte. Ich suchte mit den Blicken den Gerber, um ihm sein Teil zu reichen, denn wäre Er nicht gewesen, der Hauptmann hätte sich seiner Feinde wohl erwehrt. Aber der Schuß war im Gedränge verschwunden, oder von einem andern niedergemacht worden.

Nun, ich bekam auch ohne ihn Arbeit genug, denn es ging vor der Brücke heiß zu. Aber wir wurden des Lumpengesindels Meister und trieben es zu Paaren, in den Fluß hinein und über die Brücke, und das ganze Feld ward rot von Franzosenhosen.

Aber was half all das! Als wir des Sieges so ganz sicher waren, verbreitete sich die Kunde vom Falle der Stadt; die Führer befahlen uns, die Waffen ruhen zu lassen, so sei es befohlen; wir aber hatten Lust, alle zu erdroppeln, die unsern Sturmlauf hemmten. Man denke doch! die Sieger hatten verloren! Wir konnten es nicht fassen; mir rannen die Thränen über die Backen vor Ingrimm und Scham, und andern ging es nicht besser. Als ich einen sah, der sein Gewehr an einem Steine zerschmetterte, hat ich wie er, und viele mit mir, und wir wünschten alle, tot auf den Neckern zu liegen.

Mit gesenkten Köpfen gingen die Sieger davon; vor mir sah ich ein paar Jäger schreiten, die etwas zu suchen schienen, wohl ihren Hauptmann. Ich schloß mich ihnen an und bald fanden wir ihn: Berni hatte bei ihm ausgeharrt und winkte uns von weitem herbei. Wir flochten rasch eine Bahre aus Asten und Zweigen, luden den Verwundeten sorglich darauf und haben so wenigstens etwas Teures vom Schlachtfelde heimgetragen.“

„So etwa berichtete Bernis Vater; als er zu Ende war, erhob sich der Blinde, streckte seine Rechte aus, und die Krieger, seine Absicht erratend, ergriffen sie einer nach dem andern. Dann rief er nach Berni, neigte sich zu ihm nieder und schloß ihn in die Arme: „Du hast ihn gerächt, sei du mein Sohn.“

In dem Augenblicke erklang draußen der Zapfenstreich der Franzosen mit betäubender Gewalt, als wäre ihm die Gasse zu enge, und mügte er sie sprengen; und übermütig, wie wenn nichts als Jubel und Freude im Lande häusste, ging er von einem Ende der Stadt zum andern.

Da öffnete Walthard die Augen und sah um sich. Julia, seinen Vater und die Jäger erkennend, sagte er mit halb erstickter Stimme: „Ich bin zu Hause. Ist Berni gerettet?“

Der Blinde legte ihm wortlos die tastende Hand auf die Stirne, Julias Brust aber entwand sich ein Schluchzen.

„So ist Bern tot,“ sprach er mühsam, und dabei slackerten seine Augen in Schmerz und Zorn auf, und sein Leib rüttelte sich wie im Froste. Ein Wort der Entrüstung wollte sich aus der Brust loswinden, aber es erstickte in einer Blutwelle, die ihm die Lippen mit rotem Schaum färbte.

Seine Augen schlossen sich wieder und ohne sie zu öffnen fragte er nach einer Weile: „Was wißt ihr vom Schultheißen?“

„Er hat den Tod vor dem Feinde gesucht und nicht gefunden“, antwortete der Blinde, „jetzt soll er geflohen sein, man sagt, ins Oberland.“

„Armer Mann, ich bin besser dran als du.“

Eine halbe Stunde später öffnete er die Augen noch einmal und, den Blinden ansehend, sagte er: „Lebe wohl, guter Vater!“ dann zu Julia gewendet: „Verzeihe mir, ehe ich gehe, und zwar von Herzen!“

Sie erfaßte seine Hand, die sich zu heben suchte, drückte sie und neigte ihr Antlitz zu dem seinen. „Ich liebe dich, Walthard,“ sagte sie mit vernehmlicher Stimme, und ihre Lippen berührten seine Stirne.

Er wollte sich aufrichten und etwas sagen, ein Wort des Dankes, ein Lebewohl vielleicht, aber ein Hustenanfall erschütterte ihm die Brust und er sank entseelt zurück.

Julia warf sich schluchzend über ihn; der Blinde aber, erratend, was geschehen, sagte mit kräftiger Stimme: „Behüte dich Gott, mein Sohn!“

Bernis Vater und die Jäger gingen leisen Schrittes davon, einen letzten Blick auf den Hauptmann werfend. Sie hatten das Haus kaum verlassen, als schwere Tritte die Treppe emporklangen und das Klirren eines Säbels, der das Geländer streifte. In das Totengemach trat ein Soldat in französischer Uniform. Julia, wie sie die Augen von Walthard erhob, sprang auf; Dietbert stand vor ihr. Beim Anblick der Leiche wurde er verlegen; Julia aber, ihren Schmerz bemeisternd, fragte ihn kalt: „Was wollt ihr hier?“

„Kennt ihr mich nicht mehr?“

„Einen Feind Berns kenne ich nicht!“

„Ich wollte euch Kunde von Walthard bringen, ich sah ihn fallen — ich wußte nicht, daß er hereingekommen war.“

„Ihr gäbt euch zu viel Mühe!“

„Julia, hast du die alten Tage vergessen, da neue, bessere anbrechen?“

„Geht, wir beide haben nichts miteinander gemein!“

„Einst liebtest du mich!“

„Hier ist mein Mann!“

,Den du hafest!“

,Den ich liebe! Geh!“

,Oh Weiber, unftates Geschlecht! Hör' mich an, Julia! Du verabscheust mich, weil du vergessen, was man mir alles gethan: mein Leben hat man vergiftet, meine“

,Geh', Unwürdiger, und spar' deine Gründe, ich begehrte nicht, deine Richterin zu sein!“

,Ich stritt nicht gegen das Vaterland, gegen die Tyrannen nur focht ich!“

,Man schlägt einen Baum nicht, weil er ein wildes Schöß treibt. Geh'!“ Und sie wandte sich von ihm ab und kniete an Walthards Bahre nieder.

Dietbert stand eine Weile da wie ein Gerichteter; dann schleuderte er sein Gewehr von sich, zog den Säbel aus der Scheide, stemmte ihn gegen den Boden und zerbrach ihn mit einem wuchtigen Fußtritt; den Griff warf er der Klinge nach und schritt hinaus mit einer Miene, die sagen mochte: „Ich will gut machen, was ich verbrach.“

Zwei Tage darauf wurde Walthard der Erde übergeben. Die Frühlingsonne schien freundlich in das geöffnete Grab, als wollte sie verkünden: „Du haft dein Blut nicht umsonst vergossen, wackerer Krieger; die Saat wird aufgehen und Frucht tragen, nicht Blut, sondern Segen.“ Und was die Sonne weissagte, sprach Walthards blinder Vater am Rande des Grabes aus. Er warf eine Handvoll Saatkorn auf den Sarg, und die Worte, die er dabei fand, waren so schlicht und groß, daß aller Thränen flossen, und keiner, auch nicht der unmündige Berni, wegging, ohne den Vorsatz gefasst zu haben, seine ganze Kraft und sein ganzes Leben einzusezen, um Bern schöner und stärker, als es war, wieder aufzuleben zu lassen; und nicht nur Bern, sondern die ganze Eidgenossenschaft, die in jenen Tagen kläglich zusammenstürzte, wie ein ehemals stolzes Schloß, in dem lange Jahre sorglose Wirte gehaust.“

* * *

Der Fürsprech Käßler schwieg, und die drei Männer schritten eine zeitlang wortlos dahin vom Mondlicht übergossen. Georg Büchner brach das Schweigen: „Mich ergreift, ich weiß nicht warum, am tiefsten das Voros solcher Menschen, die rasch aufleuchten und rasch verschwinden. Könnte ich wählen, mein Leben wäre kurz und glänzend.“

Wie er so sprach, fuhr ein Meteor in weitem Bogen durch den Zenith.

„Dein Wunsch ist erhört,“ sagte Snell, „es fiel ein Stern vom Himmel, wie er deiner Brust entfloß: es war ein Grüßen von Meteor zu Meteor.“

Er sprach es scherzend; Büchner aber ward ernst.

„Von Meteor zu Meteor. Was wird das Leben dessen einst gelten, der ‚Dantons Tod‘ gestaltet?“ sagte er mehr zu sich, als zu den andern. „Ein Meteor! ein Aufleuchten für den Augenblick und ein Verschwinden auf ewig. Fällt ein glänzender Stern in der Nacht, und fragst du am Morgen: ,Saht ihr ihn? Woher kam und wohin fiel er?‘ so erhältst du zur Antwort: ,Sternschnuppen, wer wird nach Sternschnuppen fragen!‘ Das mag wohl Menschenlos sein! Walthard, Büchner, Snell, Metore!“

„Ja, Sternschnuppen sind wir alle, fast alle,“ entgegnete Käßler, „nur die Gottbegnadeten bleiben am Himmel und wandeln leuchtend Nacht um Nacht über der Erde, ein schöner und erhebender Anblick.“

„Das darf uns Kleine aber nicht entmutigen!“ fiel Ludwig Snell ein, „seien wir dankbar, daß wir je in eine Atmosphäre gerieten, wo wir aufleuchten konnten. Und war es auch nur für einen Augenblick, was thut's? Wirkt jeder an seinem bescheidenen Platze nach seinem Vermögen, so wird er auch ein Teilchen von der göttlichen Kraft, die das Große im Laufe der Zeiten vollbringt.“

„Man sollte doch kein Meteor sein,“ sprach der Dichter in einem Tone, der die Ahnung einer vergänglichen Berühmtheit und eines kurzen Lebens verriet.

Ludwig Snell, um ihn von seinen düsteren Gedanken abzulenken, sagte: „Junger Freund, vergessen wir nicht, dem Erzähler gebührenden Dank abzustatten. Er hat unsere Neugierde auf eine seltsame und kurzweilige Art befriedigt, das Nützliche mit dem Angenehmen verbündend. Ich brauche nun nicht mehr in staubigen Pergamenten und Folianten zu blättern, um zu erfahren was eine Barettslitochter ist, und Sie wissen, wie dem Knaben aus dem Volke der Weg zur freien Höhe gebahnt wurde. Oder täuschen wir uns, mein Freund, wenn wir in Ihnen den zu erkennen glauben, den man einst Berni nannte?“

„Sie irren nicht, was soll ich es leugnen? Wäre die Geschichte meiner Jugend erbaulicher, dürfte man ihr das Wort vorsezzen: ,Aus eigener Kraft,‘ ich könnte mit meinem Geständnis zögern; wie die Dinge jedoch liegen, wird keiner mich der Selbstgefälligkeit zeihen. Ihnen freilich, Herr Büchner, mußte ich eine Enttäuschung bereiten; Sie dachten zu gut von mir.“

„Nein, von mir,“ entgegnete der Dichter, und rascher ausschreitend, trennte er sich von seinen Begleitern, als hätte er Eile, allein zu sein.

Nachdenklich und den Blick zur Erde gewandt traten die Männer aus dem Geisterlichte des Mondes in den Bogen des Stadttores, in dessen düsteren Schatten sie verschwanden, wie der Mensch verschwindet, wenn er durch die Pforte des Todes eingeht.